

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Feinde im Land

[urn:nbn:de:bsz:31-336681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336681)

## Feinde im Land.

Skizze von A. M. Witte.

Befriedigt aufatmend legte Dr. Methlow die Feder nieder. Die Arbeit war beendet, von der er sich so viel versprach. Sie sollte zu den Herzen der Menschen sprechen; sollte noch mehr helfen, als alle Reden des Völkerbundes. Sie sollte Frieden verkünden und zum Frieden führen.

Man würde doch endlich einsehen, daß der Wunsch aller Menschen der gleiche sein müsse: Nie wieder Krieg! — Wenn man der blühenden Jugend gedachte, die vor einem Jahrzehnt so begeistert hinausgezogen war, und jetzt, fern von der Heimat, im Osten und Westen zum letzten Schlummer gebetet ruhe; wenn man auf die zahllosen Verletzten blickte, die heimgekehrt waren, um sich siech und elend durch dieses Leben zu schleppen; der wirtschaftlichen Folgen dachte, die diese Jahre heraufbeschworen, dann mußte man die Ueberzeugung gewinnen, daß der Krieg etwas Unmenschliches, etwas Barbarisches sei.



Er wollte die Handschrift selbst zur Post bringen.

Fritz Methlow hatte nie gedient. Eine schwache Lunge hatte ihn untauglich zum Soldaten gemacht. Desto eifriger hatte er den Verlauf des Krieges verfolgt; und nach Jahren des Hangens und Bangens, mit blutendem Herzen gesehen, daß das deutsche Volk zum verachteten Sklavenvolk erniedrigt werden sollte; daß sich zu den Opfern vor dem Feind noch alle die gesellten, die an Unterernährung zugrunde gegangen, die dem Hunger und der Kälte zum Opfer gefallen.

Nein, nie wieder Krieg! Nie wieder das männermordende Abschlachten. Hätte ein schweres Lungenleiden ihn nicht zu längerem Aufenthalt unter Spaniens mildem Himmel gezwungen und ihn während dieser Zeit untauglich auch zur geistigen Tätigkeit gemacht, hätte er schon längst sein Friedenswort in die Welt geschleudert. So weilte er erst seit kurzem wieder daheim; hatte aber nun endlich auch seinen Plan ausgeführt. — Hastig, als könne jede Minute Verzögerung Schaden bringen, steckte er die Arbeit in den Umschlag, um den Namen eines bekannten Verlegers darauf zu schreiben. Dann griff er zu Hut und Stock. Er wollte die Handschrift selbst zur Post bringen.

Er hatte nicht darauf geachtet, daß es schon spät geworden. Das Postgebäude war geschlossen. Als er es, etwas ärgerlich darüber, nun bis zum nächsten Tage warten zu müssen, verließ, begegnete er einem Freunde, der ihn aufforderte, den warmen Abend noch zu einem kleinen Spaziergange auszunützen. Langsamem Schrittes schlenderten beide die

Anlag  
den B  
Einwi  
ehrlich  
M  
Friede  
„brut  
Reden  
mer u  
zimme  
in der  
„Kultu  
mütig  
alles  
heben  
bald f  
len  
werde  
brach  
„als u  
und k  
denken  
Friede  
tönend  
schweb  
die B  
ständig  
vor.  
sind d  
als d  
Kriege  
Mittel  
Frit  
den K  
ja auf  
zugebe  
unser  
auch i  
gr  
Friede  
aus M  
Männ  
des er  
denker  
F  
an der  
stürzte  
Zimme  
das f  
wurde  
von d

Anlagen entlang. Mit leuchtenden Augen berichtete Fritz Methlow von den Verbrüderungsplänen, an denen er so großen Anteil nahm, alle Einwürfe des Freundes bestimmt zurückweisend. „Glaube mir, nur das ehrliche Wollen Aller wird die Welt regieren, nicht brutale Gewalt.“

Ungar zuckte die Achseln. „Es kann der Beste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt,“ meinte er ernst; „brutale Gewalt ist leider auf Seiten der Feinde, im Gegensatz zu ihren Reden. Du warst zu lange im neutralen Lande; hochst zu viel im Zimmer und beurteilst noch immer die Welt von deinem stillen Studierzimmer aus. Du siehst darum nicht, daß, wie einst Melac und Louvois in der Pfalz gehaust, es auch heut' noch jene treiben, die sich stolz „Kulturträger“ nennen.“ „Warum ließen wir die Fremden so übermütig werden? Warum bewundert auch jetzt noch immer der Deutsche alles Fremdländische und läuft den Ausländern nach? Nun überheben sie sich doppelt, sich stolz als Sieger fühlend.“ „Sie werden aber, sobald sie unsern guten Willen sehen . . .“ „Nichts werden sie tun“, unterbrach Ungar unmutig, „als uns weiter demütigen und knechten. Die Feinde denken nicht an ewigen Frieden, trotz ihrer hochtönenden Phrasen. Ihnen schwebt als höchstes Ziel die Vernichtung der Selbstständigkeit Deutschlands vor. Ihre Handlungen sind doch nichts anderes, als die Fortsetzung des Krieges mit politischen Mitteln.“



. . . . . so daß dieser taumelnd zu Boden fiel.

Fritz Methlow schüttelte den Kopf. „Darum hoffe ich ja auf den Völkerbund,“ sagte er dann, nach kurzer Pause. „Du mußt zugeben, daß die augenblicklichen, ernstesten Verhältnisse in unserer Heimat unser aller Blicke trüben. Wir werden erst wieder richtiger über alles, auch über die Feinde, urteilen lernen, wenn Völkerfrieden würde!“

Werner Ungar lachte spöttisch. „Und du glaubst tatsächlich an ewigen Frieden? — Nein! Der französische Militarismus senkt, vielleicht nur aus Angst vor Revanche, eine Saat in den Boden, aus der geharnischte Männer emporkeimen müssen.“ Beruhigend legte Fritz die Hand auf des erregten Freundes Arm. „Auch du wirst einmal anders wieder denken,“ meinte er ruhig. „Oder du,“ gab der andere zurück.

In diesem Augenblick drang aus einiger Entfernung wüster Lärm an der Freunde Ohren. Dazwischen der laute Ruf nach Hilfe. Werner stürzte vorwärts, Fritz folgte, so schnell es seine Kurzatmigkeit gestattete. Immer deutlicher wurden die Stimmen. Dazwischen vernahm man das schallende Hohngelächter schwarzer Soldaten, die plötzlich sichtbar wurden. Ein empörender Anblick bot sich Fritz, als er die Stelle erreichte, von der der Lärm gekommen. Zwei schwarze Soldaten stießen heftig

einen älteren Herrn zurück, der augenscheinlich einem jungen Mädchen zu Hilfe eilen wollte, das gleichfalls mit farbigen Soldaten rang. Werner war es gelungen, einen ihrer Angreifer niederzuschlagen; ein zweiter, dessen Gesicht von brutaler Leidenschaft durchglüht war, hatte aber noch immer den Arm des Mädchens gepackt, während ein dritter sie zu Boden riß. Der alte Herr hatte nun auch Fritz bemerkt. „Schnell schnell,“ rief er unter den Faustschlägen seiner Gegner, „helfen Sie meiner Tochter, ehe es zu spät ist.“

„Ich komme,“ rief Fritz drohend seinen Stock schwingend; worauf ein Soldat, den Fritz bis dahin noch nicht bemerkt, mit dem Seitengewehr auf ihn eindrang. Der verzweifelte, Hilfe flehende Ausdruck in den Augen der jungen Dame, ihr und des Vaters erneuter Hilferuf, das Bewußtsein der Gefahr, in der sie schwebte, verliehen Fritz die Kraft, seinen Angreifer zurückzustößen, so daß dieser taumelnd zu Boden fiel.

Schon versuchten die Schwarzen, das sich heftig sträubende, junge Mädchen in ein nahes Gebüsch zu ziehen, als es Werner gelang, noch einen der Soldaten mit festem Griff zu packen und ebenfalls niederzuwerfen. Ehe dieser sich aufraffen konnte, eilte auch Fritz dem Freund zu Hilfe. Da zogen es die Schwarzen vor, die Flucht zu ergreifen.

Werner führte die halb ohnmächtige Tochter dem Vater zu, dem sie laut weinend in die Arme sank. Fritz glaubte zu träumen. Er hatte allerdings schon von ähnlichen Angriffen gehört; sie aber nie für möglich gehalten. Nun lernte er durch den Augenschein die Brutalität der farbigen Soldaten kennen, die seine Heimat „überwachten“.

Der alte Herr hatte sich etwas erholt. Mit warmen Worten dankte er den beiden Freunden, während er zugleich seine fassungslos schluchzende Tochter zu beruhigen strebte.

„Das müssen wir aber sofort dem französischen Posten melden, an dem wir vorhin vorübergingen,“ bemerkte Fritz zu Werner gewandt, „er wird ohnedies unsre Hilferufe gehört haben.“

Der Assessor zuckte spöttisch die Achseln. „Damit haben wir kein Glück. Die französischen Posten scheinen keinen Befehl zu haben, bei Uebergriffen farbiger Soldaten zum Schutze der Zivilbevölkerung einzuschreiten, oder — sie führen ihn nicht aus. Dergleichen kannst du in den besetzten Gebieten häufig begegnen.“

„Das hätte ich nicht für möglich gehalten; das nicht. Es ist ja, als heße man Tiere auf die Deutschen.“

Werner nickte. „So ist es auch. Für die Franzosen ist noch immer Krieg; wie ich dir schon gesagt. Dir hat der lange Aufenthalt in Spanien und der beständige Aufenthalt in deiner Studierstube die Augen geschlossen. Du ahnst wenig genug von den seelischen Nöten unsrer Mitbrüder im besetzten Gebiet. Es gilt für sie zu handeln! Und du glaubtest wirklich an die Möglichkeit eines Völkerfriedens?“ — „Ja, der Völkerfrieden,“ nahm der alte Herr, der sich mit den beiden Freunden bekannt gemacht hatte, das letzte Wort auf, „es gab eine Zeit, da auch ich an ihn geglaubt. Jetzt lernte ich erkennen, daß es ein Hohn ist, wenn gerade die Franzosen davon sprechen; besonders hier, wo man uns den Schimpf unausgesetzter Gegenwart Farbiger antut; wo wir unter dem ewig quirlenden Gedanken an die Unsicherheit unserer Frauen und Kinder leiden. Bis heute hielt ich wenigstens diesen Spazierweg, so nahe der Stadt, für sicher. Jetzt

bin ich eines andern belehrt. Jeder Appell an Frankreichs Ritterlichkeit bleibt nutzlos. Das Volk, das sich seit langer Zeit stolz die führende aller Kulturenationen nennt, unterstreicht durch die Verwendung der Marokkaner, Senegalneger usw. als Besatzungstruppen die Demütigung, die es uns zufügt. Glauben Sie mir, wenn unsere Arbeiter sich gegen die vielfach unerträglich werdenden Arbeitsverhältnisse auflehnen wollten, würde man farbige Truppen erwählen, deutsche Arbeiter kaltblütig niederzuknallen.“

Methlow richtete seine Augen erstaunt auf den Sprecher, der inzwischen liebevoll seine noch immer vor Erregung zitternde Tochter stützte. „Man ist leicht versucht, von sich auf andere zu schließen,“ fuhr er dann, zu Fritz gewandt, fort, „aber endlich kommt man doch dazu, die Augen zu öffnen und zu empfinden, daß man nicht gut von einer Obrigkeit denken darf, die ein hochgebildetes Volk unter unkultivierte farbige Aufpasser stellt. Der Gedanke an Völkerverbrüderung wird in den besetzten Gebieten so lange keine Wurzel schlagen, als afrikanische Horden dort weilen. Statt dessen wird leidenschaftliche Rachsucht in den Herzen jener großgezogen, die noch deutsch empfinden; die die eigne Knechtschaft nicht ertragen; die die Ehre ihrer Frauen und Töchter hochstellen.“ Seine Augen blitzten in leidenschaftlicher Empörung, wie sie wohl in ferner Jugendzeit im Zorn geleuchtet. „Es gibt eben noch Völker, denen gegenüber man stets auf dem Verteidigungsposten stehen muß; mit denen es leider noch keinen Frieden geben kann, da sie wohl von Frieden reden, aber selbst ihn nicht halten.“

Sie waren an einem schlichten Häuschen angelangt, das der Geheimrat als sein Heim bezeichnete, die Freunde auffordernd, kurze Rast dort zu halten. Diese lehnten ab, wohl bemerkend, wie ruhebedürftig die Tochter war. Schweigend schritten Fritz und Werner weiter. Beide konnten den Anblick des blassen jungen Mädchens, den verängstigten, hilfselehenden Blick ihrer dunkelblauen Augen bei dem brutalen Ueberfall der Soldaten nicht vergessen. Besonders Fritz fühlte sich eigenartig bewegt. Von liebevollen Eltern erzogen, hatte er in seiner hochgesinnten Mutter den Inbegriff aller Tugenden verehrt; in einer jung verstorbenen Schwester das Urbild holder Weiblichkeit geliebt. Wenn ihnen etwas Aehnliches begegnet wäre! Bei diesem Gedanken strömte ihm alles Blut zum Herzen. Die schwere Leidenszeit der deutschen Bevölkerung im besetzten Gebiete war ihm mit einem Schlage klar geworden; und dadurch die Erkenntnis in ihm erwacht, daß doch wohl noch nicht der Augenblick gekommen, da von Volk zu Volk, von Mensch zu Mensch Frieden herrschen konnte. Brutalität und Hinterlist gegenüber gab es nur eins — Verteidigung.

Er zog das Manuskript aus der Tasche und wandte sich zu seinem Freunde: „Du hast unsre Feinde richtig beurteilt,“ sagte er ernst, „mit hinterlistigen Bestien kann man ebensowenig im Frieden leben, wie mit jenen Menschen, die aus den Tälern und Sümpfen Afrikas diese Wilden auf eine kultivierte Bevölkerung hezen. Solange wir keine Taten sehen, können wir auch an eine „Völkerverbrüderung“ nicht glauben.“

Er zerriß die Arbeit der letzten Monate und streute die Fetzen in alle Winde.